



Erol Yildiz

Migration und urbane Vielheit



Migration, Stadt und Diversität zusammenzudenken und dabei nicht nur zum Gegenstand, sondern zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen, erfordert ein neues Herangehen, einen „kontrapunktischen Blick“ im Sinne Edward Saids.¹ Es bedeutet, Altbekanntes gegen den Strich zu lesen und den konventionellen Migrationsdiskurs aus der Perspektive und Erfahrung von Migration neu zu denken, den Fokus auf nicht erzählte Geschichten, auf Verschränkungen und Übergänge zu richten, wodurch andere Ideen über Stadt und Vielfalt sichtbar werden. Migration und Vielheit, unverzichtbare Voraussetzung urbanen Lebens und urbaner Kommunikation, bilden den Ausgangspunkt meiner Überlegungen. „Stadt ist Migration, Stadt ist Vielfalt“ sind Grundgedanken, die hier schrittweise diskutiert werden.

Migration oder Mobilität: eine Frage der Perspektive?

Die Art der Fragestellung spielt für unsere Beobachtungen und Analysen stets eine wesentliche Rolle. Mit ihr legen wir fest, was wir sehen – und was wir übersehen. Denn Sehen und Wahrnehmen sind keine passiven, sondern aktive Handlungen. Man kann Migration aus der Perspektive der Sesshaftigkeit als eine gesellschaftliche Randerscheinung, als ein notwendiges Übel betrachten oder im Gegensatz dazu als einen integralen Bestandteil urbaner Entwicklungen, womit Stadtgeschichten als Migrationsgeschichten in den Fokus rücken. Zwar wird Mobilität allseits als Erfordernis unserer globalisierten Welt beschworen, transnationaler Migration bzw. Zuwanderung wird aber weiterhin mit Argwohn und Ablehnung begegnet. Nahezu unreflektiert erstreckt sich dieser Blick auch auf Stadtviertel oder Straßenzüge, die sichtbar von Migration geprägt sind, in denen inzwischen die Nachkommen von Zuwanderern bereits in der dritten Generation leben und arbeiten. Schnell werden solche Quartiere als Problemviertel abgetan, geraten langfristig in Verruf. Das führt schließlich dazu, dass die Bedeutung von Migration für die Städte aus dem Blick gerät und die Potenziale, die solche Stadtviertel für urbanes Leben bieten, übersehen werden.

Ein kontrapunktischer Blick auf Migration und Vielfalt

Durch Migration und Diversität geprägte Lebenswirklichkeiten gleichen dem, was Edward Said (1990) „atonales Ensemble“ nannte. Das urbane Leben kann am besten charakterisiert werden durch radikale Mobilität und Vielheit, Mehrdeutigkeit, Ambivalenz und Widersprüche. Menschen sind in der

globalisierten Welt grundsätzlich mobil, Bewegung wird aus unterschiedlichsten Motiven zum Lebensentwurf, ob für eine gewisse Zeit oder dauerhaft. In der Gegenwart erfahren Phänomene wie Sesshaftigkeit und Mobilität einen Wandel. Durch mobile Sesshaftigkeit oder sesshafte Mobilität entstehen globalisierte Räume, die uns vor Ort neue Perspektiven und Möglichkeitsräume eröffnen. Jede dritte Lebensgeschichte in Großstädten ist mittlerweile eine von Migration geprägte. Lokale Geschichten sind heutzutage immer eingebettet in weltweite Zusammenhänge. Infolge geografischer Mobilität haben fast alle Menschen Verwandte oder Bekannte in verschiedenen Ländern, ihre Biografien weisen weltweite Bezüge auf. Es ist eine Art alltäglicher Kosmopolitismus. Auf diese Weise entstehen unterschiedlich gelagerte persönliche Soziosphären in der globalisierten Welt: „Menschen bewohnen soziale Sphären, die nebeneinander bestehen und sich räumlich überschneiden, aber grundlegend verschiedene Horizonte und Zeit-Spannen besitzen.“ (Albrow 1997, S. 303)

Die japanische Künstlerin Tamara O'Hara hat diesbezüglich eine interessante Kartografie entwickelt. Grundlage ihrer Arbeit sind Stadtplan, Land- und Weltkarte, die sie übereinanderlegt und auf denen sie die geografischen Punkte von Ortsveränderungen markiert. Das so entstandene Geflecht lässt individuelle Landkarten entstehen, inklusive der eigenen Grenzen. Sie nennt die von ihr entworfenen Zeichnungen „Bewegungsprotokolle“. Daraus entwickelt sie ein individuelles Bild. Wenn die kognitiven Bewegungsprotokolle hinzugefügt würden, entstünden noch viel komplexere Karten. O'Haras Porträts verdeutlichen, inwieweit in unserer Zeit räumliche Mobilität die Biografien bestimmt bzw. in Bewegung setzt.

Stadt ist Migration – die Stadt der Vielen

Gerade grenzüberschreitende Migrationsbewegungen, die die Großstädte im Zuge der Industrialisierung von Anbeginn an prägen, haben wesentlich zur Stadtentwicklung und Urbanität

¹ Um die Beziehungen zwischen Konstrukten von Orient und Okzident zu analysieren und gleichzeitig zu irritieren, schlägt Edward Said eine Lesart vor, die er als kontrapunktisch bezeichnet (Said 1994, S. 66).



und damit zur Kosmopolitisierung unseres Alltags beigetragen. Im Grunde sind Stadtentwicklung und Urbanität ohne die geografische Mobilität von Menschen kaum vorstellbar (vgl. Yildiz 2013; Bukow 2010). Sozialhistorische Studien legen nahe, dass Sesshaftigkeit über mehrere Generationen ein Mythos ist. Mobilitäts Erfahrungen und die damit verbundene Diversität haben das urbane Leben immer geprägt. Die Vorstellung, Städte seien eigentlich homogen und Zuwanderung würde diese Homogenität zerstören, ist ein Mythos. Historisch gesehen ist es umgekehrt: Nicht Sesshaftigkeit ist der Normalfall, sondern Migration, wie das folgende Zitat über Wien es exemplarisch auf den Punkt bringt: „Wien ist also de facto seit Jahrhunderten eine der kosmopolitischsten Städte Europas. Man könnte sogar sagen: Migration prägt hier nicht die Stadt. Migration ist die Stadt.“ (Kron 2014) Mit der Entstehung von Nationalstaaten wurde der Versuch unternommen, ein homogenes Bild zu vermitteln, eine homogene Deutung zu etablieren.

Gerade Großstädte wie Paris, Berlin, Wien oder Köln sind aber Beispiele dafür, wie Migration auch im 20. Jahrhundert das städtische Leben geprägt und eine Vielheit hervorgebracht hat, ohne die diese Städte heute kaum vorstellbar wären. Besonders in einzelnen Stadtteilen haben Migrationsbewegungen ihre Spuren hinterlassen und wesentlich zur Kosmopolitisierung, Pluralisierung und Diversifizierung und damit zur Lebensqualität vor Ort beigetragen. Große Entwicklungsschritte in Stadtgeschichten gingen immer mit dem Zuzug von Menschen einher, die neue Ideen, Sichtweisen, Impulse und vielfältige Kompetenzen mitbrachten. Die anlässlich einer Sonderausstellung des Historischen Museums zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien (1996) veröffentlichten Beiträge belegen aus unterschiedlichen Perspektiven, welche Rolle Migrationsbewegungen für die Urbanisierung und Diversifizierung der Stadt gespielt haben.

Beispiel Innsbruck

In Großstädten wird migrationsbedingte Vielfalt im Stadtbild leicht erkennbar. In kleineren oder mittelgroßen Städten, wie beispielsweise Innsbruck, nimmt man diese oft erst auf den zweiten Blick wahr. Zur Relevanz von Migration, Globalität und Vielfalt für großstädtische Urbanität existiert folglich eine Fülle von Literatur und Studien. Über kleinere Städte findet man dagegen nur wenig, obwohl sich ihre Situation oftmals nur graduell unterscheidet. Die Stadt Innsbruck in Tirol liefert dafür ein anschauliches Beispiel: Zum einen ist Innsbruck historisch durch die grenznahe Lage bzw. als „Transitort“ durch unterschiedliche kulturelle Außenwirkungen geprägt. Davon hat die Stadt schon immer profitiert. Zweitens spielten Migrationsbewegungen für die Entstehung, Modernisierung und Urbanisierung der Stadt eine wesentliche Rolle. In den 1960er und -70er Jahren wurden Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen angeworben, um den Arbeitskräftebedarf in zahlreichen Industriebetrieben zu decken. Während des Jugoslawienkriegs Anfang der 1990er Jahre kamen zahlreiche Kriegsflüchtlinge

nach Innsbruck. Auch heute ist die Präsenz von Arbeitsmigranten, ihrer Nachfolgegenerationen und anderer Zuwanderergruppen allgegenwärtig und prägt das kulturelle Leben, die urbane Kommunikation und die ökonomische Struktur der Stadt. Das heutige Gesicht von Innsbruck war und ist ohne geografische Mobilität von Menschen nicht denkbar.

Öffentliche Ausstellungen unter dem Motto „Vielfalt daheim in Tirol“ (2010/11), „Hall in Bewegung“ (2014) und die Zeitschrift „Tiroler Chronist“ (2014) haben eindrucksvoll belegt, dass sich Migration als ein wesentlicher Bestandteil Tiroler und Innsbrucker Geschichte dargestellt und (migrationsbedingte) Vielheit eine gelebte Normalität ist. Diese findet auch in den Lebensläufen ihren Ausdruck. Biografien und kulturelle Entwicklungen in Innsbruck verweisen auf Kompetenzen und Verflechtungen sprachlicher und interkultureller Art, die gerade für Grenzregionen spezifisch sind. Grenzüberschreitende Lebensentwürfe sind Beispiele dafür, dass Zugehörigkeiten in der heutigen Zeit einem ständigen Wandel unterworfen sind, beweglicher und gleichzeitig unsicherer geworden sind. Immer weniger Menschen verbringen ihr Leben an ein und demselben Ort, viele haben ihren Wohnsitz mehrmals gewechselt, Ländergrenzen passiert. Geografische und kognitive Bewegung gehen Hand in Hand. Dies alles gehört zum Alltag und wird erst auf den zweiten Blick deutlich: wenn Lebensläufe erzählt, visualisiert und reflektiert werden.

Darüber hinaus erweist sich vieles, das heute als national oder homogen wahrgenommen wird, als ein Ergebnis von Vermischung, als Teil verflochtener Geschichten. Eine Ausstellung des Volkskunstmuseums in Innsbruck stand 2016 unter dem Motto „Alles fremd – alles Tirol“. Kulturelle Phänomene, die bisher als typisch „eigen“ oder „tirolerisch“ galten, wurden als Ergebnis unterschiedlicher kultureller Einflüsse erkennbar gemacht: „Ob durch Handwerk, Handel oder Reisen: Der Kontakt mit anderen Ländern prägt und verändert Menschen und ihre Kultur. Wissen wird angeeignet, Techniken übernommen, Äußeres nachgeahmt oder in die eigene Kultur übersetzt. Selbst regional verankerte, ortstypische Kultur hat deshalb eine überregionale, ja globale Dimension“, heißt es im Ausstellungskatalog.

Durchlässig gewordene Grenzen in Tirol und Innsbruck haben in den letzten Jahrzehnten zu neuen Wanderungen und Verbindungen geführt. Ein positiver Blick auf dieses Potenzial macht Ressourcen sichtbar, die die Hauptstadt Tirols durch ihre Lage und die wechselhaften Biografien ihrer Bevölkerung zu bieten hat und die oft genug übersehen werden. Im künstlerischen Schaffen, kulinarischer Vielfalt oder bei Musik- und Kulturveranstaltungen, in interkulturellen Initiativen und Organisationen finden viele Aspekte von historisch gewachsener Diversität und Spezifik der Stadt bereits ihren Ausdruck. Solche Entwicklungen zeigen, dass urbane Prozesse permanent und prinzipiell auch jenseits nationaler Mythen verlaufen, indem sie transnationale, translokale und transkulturelle Verschränkungen aufweisen. Werfen wir einen Blick auf ein historisch gewachsenes Innsbrucker Stadtviertel.



Mehrfache Zugehörigkeiten und ganz unterschiedlich gelagerte Lebensentwürfe, die über lokale und nationale Grenzen hinausgehen, den Alltag vor Ort mit der Welt verbinden, geben den Biografien in Innsbruck ihr individuelles Gesicht. Auf diese Weise entstehen neue urbane Räume, weitet sich der Horizont, werden neue Erfahrungen und Ideen möglich. Kreative Räume, die man als Transtopien bezeichnen kann, in denen unterschiedliche, mehrdeutige und widersprüchliche Einflüsse lokaler und globaler Art sich zu urbanen Strukturen und Kommunikationsformen verdichten, in denen sich ein neues urbanes Selbstverständnis, ein spezifisches Lebensgefühl verwirklicht.² Es sind hybride Räume, die durch neue Verortungspraxen und Lebensentwürfe verschiedene Orte miteinander verknüpfen und schrittweise transformieren.

Die weltoffene Stadt als Bildungsraum

Hybride Räume sind zugleich Ausgangspunkte für Bildungsprozesse. Durch alltägliche Verortungspraxen werden Orte geschaffen, in denen unterschiedliche Traditionen, Kulturen, Erinnerungen und Erfahrungen kombiniert und in die Alltagspraxis übersetzt werden. Das Leben zwischen unterschiedlichen Kulturen und Welten erweist sich nicht als Identitätsdefekt oder schizophrene Situation, sondern wird positiv in Szene gesetzt (vgl. Yildiz 2015). Gerade die Fähigkeit, zwischen oder in unterschiedlichen Welten denken und handeln zu können, macht die besondere Kompetenz der weltoffenen Stadt, besser gesagt, ihrer Bewohnerinnen und Bewohner aus.

Hier stellt sich die Frage, wie man im Kontext von Bildungsprozessen die alltäglichen Praktiken nutzen und ihnen mehr Raum geben kann. Wie können wir hybride Räume, Transtopien für emanzipatorische Bildungsprozesse zugänglich machen? Dafür benötigen wir zunächst ein anderes Bildungsverständnis, das von den Lebenswirklichkeiten der Menschen ausgeht. Lebensweltliche Diversität und vielfältige Erfahrungen werden als Lernanlass betrachtet und nicht als Hindernis. Wir brauchen eine diversitätsbewusste und inklusive Bildungswirklichkeit, die offen und sensibel für Wandlungsprozesse ist, ein Bildungsverständnis, das das kreative Potenzial der Alltagspraxis zur Kenntnis nimmt, das von den Individuen ausgeht. Wie das Leben in St. Nikolaus und vielen anderen migrationsgeprägten Vierteln unserer Städte zeigt, schaffen Menschen vor Ort ihre eigenen Lebens- und Bildungsräume, Räume, in denen Unterschiedliches kombiniert und Neues gestaltet wird und in denen konventionelle Bildungsnormative implizit in Frage gestellt werden. Um solche Entwicklungen vor Ort einzubeziehen, benötigen wir vor allem im schulischen Kontext eine kontrapunktische Lesart, aus der urbane Alltagspraktiken als Ausgangspunkt für Bildungsprozesse in den Blick rücken und Menschen als Experten ihrer eigenen Lebenspraxis betrach-

tet werden. Auch die schulische Bildungsnormalität ließe sich dann als eine Art Übersetzungspraxis verstehen und es wäre zu überlegen, wie alltägliche Diversität und vielfältige Erfahrungen in die Gestaltung von Bildungsprozessen übertragen werden können.



Abb. 1: Neue Perspektiven auf Stadt und Migration (Foto: Annick Rietz)

Migration und Vielheit als Perspektive

Die bisherigen Ausführungen lassen den Schluss zu, dass Städte überall und dauerhaft von den Erfahrungen und Wirkungen des Kommens, Gehens und Bleibens geprägt sind. „Die Bewegung ist eben nicht etwa eine Abweichung von der Sesshaftigkeit, sondern Normalzustand und gleichzeitig notwendige Voraussetzung von Subjektivität.“ (Terkessidis 2015, S. 96) Diese Einsicht lässt konventionelle Migrationsforschung oft vermissen. Hier wird der Fokus gewöhnlich auf spezifische Bevölkerungsgruppen (Migranten) gerichtet und damit eine künstliche Differenz geschaffen, die in der Wirklichkeit so nicht existiert. Duales Denken konstruiert erst die Realität, die dann untersucht werden soll.

Migrationsforschung als Stadtforschung zu betreiben, bedeutet dagegen, den Blickwinkel zu ändern, den Fokus auf das Leben vor Ort, auf die Niederungen des Alltags zu richten. Im Zentrum steht dann nicht mehr die Frage, wie Migranten und Einheimische zusammenleben bzw. welche Konflikte sie haben, sondern zunächst die Frage, was das Leben in einer Stadt, in einem Stadtteil oder auf einer Straße ausmacht, was dazu gehört. Im Mittelpunkt steht das alltägliche urbane Zusammenleben und die Frage, wie man sich in Stadtteilen, die sich permanent im Wandel befinden, arrangieren kann, wie man Arbeit bekommen und sichern, die Infrastruktur des Quartiers nutzen und mitgestalten, an Bildungsprozessen teilnehmen und Erfolg haben kann. Das Interesse richtet sich automatisch auf das Lebenspraktische, die urbanen Strategien und die Dinge des Alltags – also zunächst auf das Gemeinsame, nicht das Trennende urbaner Praktiken.

² Michel Foucault (1978) meinte mit Heterotopien realisierte Utopien im eher negativen Sinn, eine Art „Auslagerungsräume“ für das Andere. Transtopien verweisen dagegen auf das positive Potenzial realisierbarer Utopien in einer durch Mobilität und Diversität geprägten globalisierten Welt.



Um eine solche Art des Sehens wieder zu erlernen, müssen eingeübte Trennungen von einheimisch und fremd, Wir und Die überwunden, praktisch entlernt werden. Daher wäre es an der Zeit, einen postmigrantischen Blick auf Migration, Stadt und Diversität (vgl. Yildiz 2016) zu richten: Jede Stadt besteht aus Menschen, die da sind und da leben wollen. Das ist der Ausgangspunkt – nicht die wertende Unterscheidung zwischen Einheimischen und Zugezogenen.

Geht man also davon aus, dass Stadtentwicklung schon immer durch Mobilität erfolgt ist, so entstehen daraus andere Urbanitätskonzepte als die im Migrationskontext seit Jahrzehnten viel beschworenen Integrationsprogramme – die zudem nicht als Angebot, sondern als misstrauische Forderung und Warnung an spezifische Gruppen gerichtet werden. Es geht vielmehr darum, im Sinne einer inklusiven Stadt, alle Menschen an der urbanen Gestaltung zu beteiligen. In der Alltagspraxis funktioniert das schon längst, wie viele lokale Beispiele und Studien belegen (siehe exemplarisch Yildiz/Mattausch 2009).

Dazu wäre auch ein nachhaltiges Umdenken in der Stadtplanung erforderlich. Statt migrationsgeprägte Stadtviertel als Ghetto, Parallelgesellschaft oder Brennpunkt zu stigmatisieren, sollten Orte der Mobilität und Diversität zum Ausgangspunkt zukünftiger konzeptioneller Überlegungen gemacht werden. Ohne soziale Problemlagen in den Städten zu ignorieren, ist jedenfalls anzuerkennen, dass es oft Migrant*innen waren, die mit ihren quartiersnahen Geschäften Leben auf die Straßen brachten und entscheidend zur Sanierung heruntergekommener urbaner Räume beigetragen haben.

Dagegen entwickeln viele Städte in den letzten Jahren Integrationsleitbilder, die immer noch der alten Logik folgen. Regelmäßig wird danach gefragt, wie man Zugezogene, Ausländer oder Migrant*innen integrieren kann – zu denen paradoxerweise oftmals Menschen gezählt werden, die schon seit Generationen in der Stadt leben, offenbar aber nicht als Einheimische wahrgenommen werden. Anstatt zu sagen „Es geht um die Zukunft der Stadt, wie kann man alle daran beteiligen?“ setzt sich die Trennung über Generationen fort. Das Verhältnis zwischen Migration, Stadt und Diversität neu zu durchdenken und daraus zukunftsweisende Konzepte zu entwickeln, bedeutet schließlich, von einem „methodologischen Nationalismus“ (Glick Schiller 2014, S. 158ff) Abschied zu nehmen, die hegemoniale Diktat der Sesshaftigkeit in Frage zu stellen, die urbane Lebenswirklichkeit der Menschen in den Mittelpunkt zu stellen.

Die neuen Verortungspraxen im urbanen Alltag können besser mit einem „methodologischen Kosmopolitismus“ (Beck 2004, S. 125) sichtbar gemacht und analysiert werden. Hier geht es um eine urbane Bewegung, die Regionen, Kulturen, Lebensformen und Lebensentwürfe, die räumlich wie zeitlich entfernt liegen, auf lokaler Ebene verknüpft. Zum Schluss bleibt zu sagen: Wir brauchen Zukunftsentwürfe, die eine symbolische Wirkung auf Stadt und Urbanität haben, eine op-

timistische Haltung zu Migration und Diversität. Vielheit darf nicht als ein notwendiges Übel betrachtet werden, sondern als eine unvermeidliche politische und institutionelle Gestaltungsaufgabe, ein Bildungsanlass, ein Ausgangspunkt, um über die Zukunft gemeinsam nachzudenken. Daher brauchen wir eine inklusive Stadt, die die gesamte Bevölkerung in die Gestaltung einbezieht und ihnen dafür vielfältige Möglichkeitsräume zur Verfügung stellt.

Univ.-Prof. Dr. Erol Yildiz

Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck

Quellen:

- Albrow, Martin (1997): Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M., S. 288–314.
- Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt a.M.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2010): Urbanes Zusammenleben. Zum Umgang mit Migration und Mobilität in europäischen Stadtgesellschaften. Wiesbaden.
- Foucault, Michel (1978): Historisches Wissen der Kämpfe und Macht. In: Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Glick Schiller, Nina (2014): Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In: Nieswad, Boris/Drotbohn, Heike (Hrsg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende der Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 153–178.
- Kron, Stefanie (2014): Migration ist die Stadt. Jungle World Nr. 38 v. 18.09.2014.
- Said, Edward (1990): Figures, Configurations, Transfigurations. In: Race & Class, Nr. 1, S. 16–22.
- Said, Edward W. (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt am Main.
- Terkessidis, Mark (2015): Kollaboration. Berlin.
- Tiroler Chronist, Nr. 133 (2014), Fachblatt von und für Chronisten in Nord-, Süd- und Osttirol.
- Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien. Museen der Stadt Wien (Hrsg.) (1996). Wien: Eigenverlag der Museen der Stadt Wien.
- Yildiz, Erol/Mattausch, Birgit (Hrsg.) (2009): Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource. Gütersloh/Berlin.
- Yildiz, Erol (2016): Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: Geisen, Thomas/Riegel, Christine/Yildiz, Erol (Hrsg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden, S. 19–34.
- Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld, S. 19–36.
- Yildiz, Erol (2013): Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld.